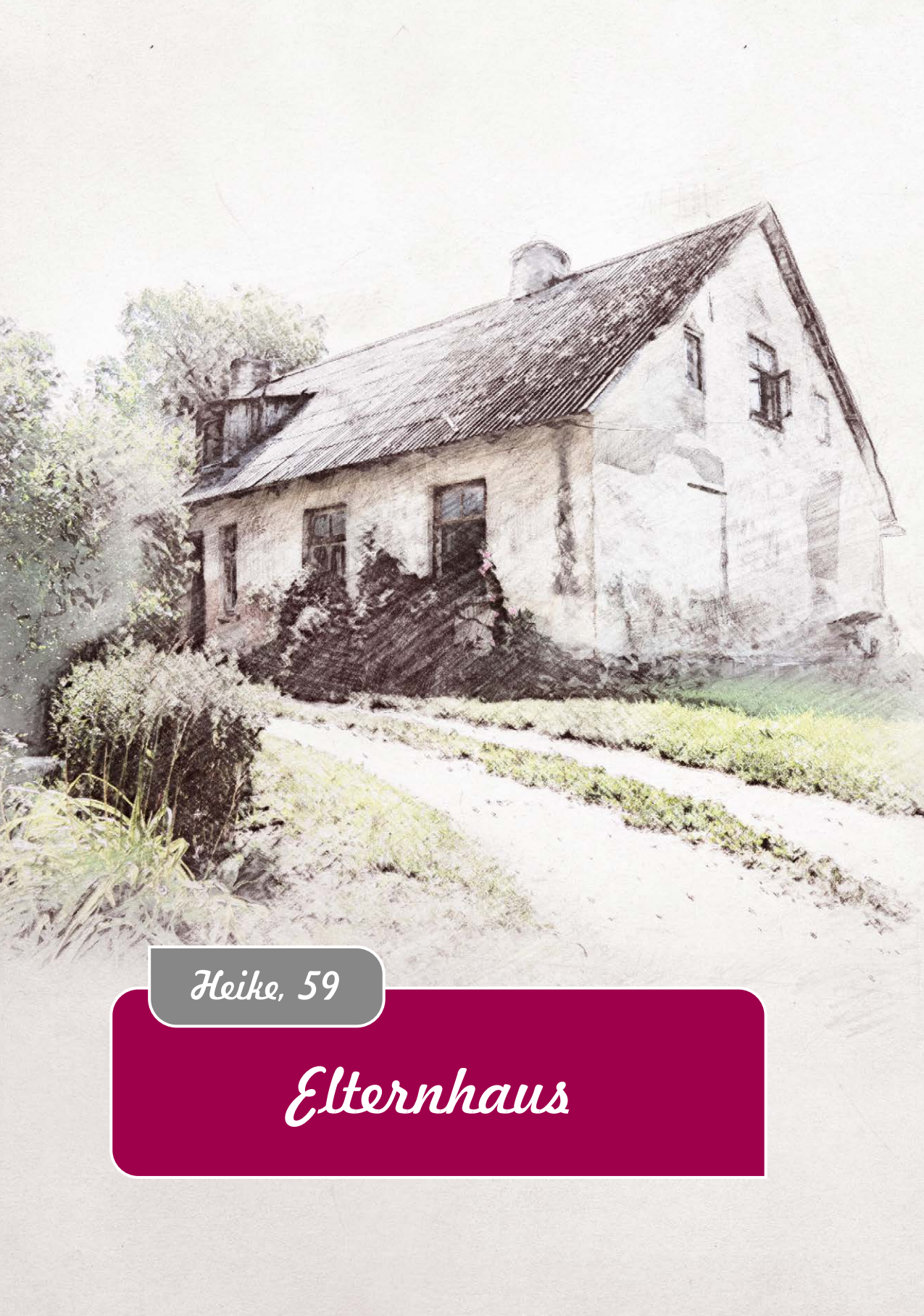




Heike, 59

Elternhaus

Ich bin ein Kind von Flüchtlingen. Das Gefühl von Heimat, Elternhaus, Wurzeln ist mir unbekannt. Heimweh kenne ich nicht, das Fernweh brennt in meinem Herzen. Die Sehnsucht des Reisens wird nur gestillt, wenn ich unterwegs bin. Eine Nomadin zu sein, beschreibt wohl am besten das Lebensgefühl in mir.

Als ich vor sechs Jahren damit begann, mich mit meiner Familiengeschichte zu beschäftigen, dämmerte mir nach und nach, woher meine Unstetigkeit resultiert. Es ist der Beginn eines langen Weges auf der Suche nach dem wahren ICH und mündet an dem Tag, als ich zum ersten Mal das Gefühl von Heimat zu verspüren glaube.

Meine Eltern verlassen die DDR 1956. Mit einem einzigen Koffer werden sie „sich hinüber machen“, in den Westen. Im Gepäck eine große Portion Hoffnung, dass es die richtige Entscheidung sein wird. Für das junge Paar ist es ein Weg ins Ungewisse, für meine Mutter bedeutet es mehr. Zurück lässt sie ihre Eltern, ihren Bruder, ihre Schwester. Keiner weiß, wann sie sich das nächste Mal wiedersehen werden. Es ist nicht das erste Mal die Zeit des Loslassens für diese Familie. Der Zweite Weltkrieg hat tiefe Wunden in ihren Seelen hinterlassen. Das einzige Glück liegt darin, dass sie alle fünf überlebt und sich wiedergefunden haben. Und diesmal zieht die Jüngste allein in die Ferne, weg von ihrer Herkunftsfamilie. Wieder ein Neuanfang, wieder ein Aufbruch in die Fremde.

Das Nomadenhafte liegt in der Familie meiner Mutter tief verwurzelt. Es sind die Vorfahren meines Großvaters, die sich im 19. Jahrhundert aus dem Schwabenland kommend in Mittelpolen ansiedeln. Dort wird mein Großvater 1903 geboren. Die Familie begibt sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts erneut auf den Weg, diesmal nach Lettland. Im Gefüge der deutschen Siedler lernen sich meine Großeltern kennen und lieben, heiraten und bekommen ihre drei Kinder. Die Jüngste, meine Mutter, wird 1935 in dem neu errichteten Familienheim im schönen Kurland geboren. Ideale Bedingungen für Kinder, sorglos und barfußig das Leben und die Natur zu entdecken.

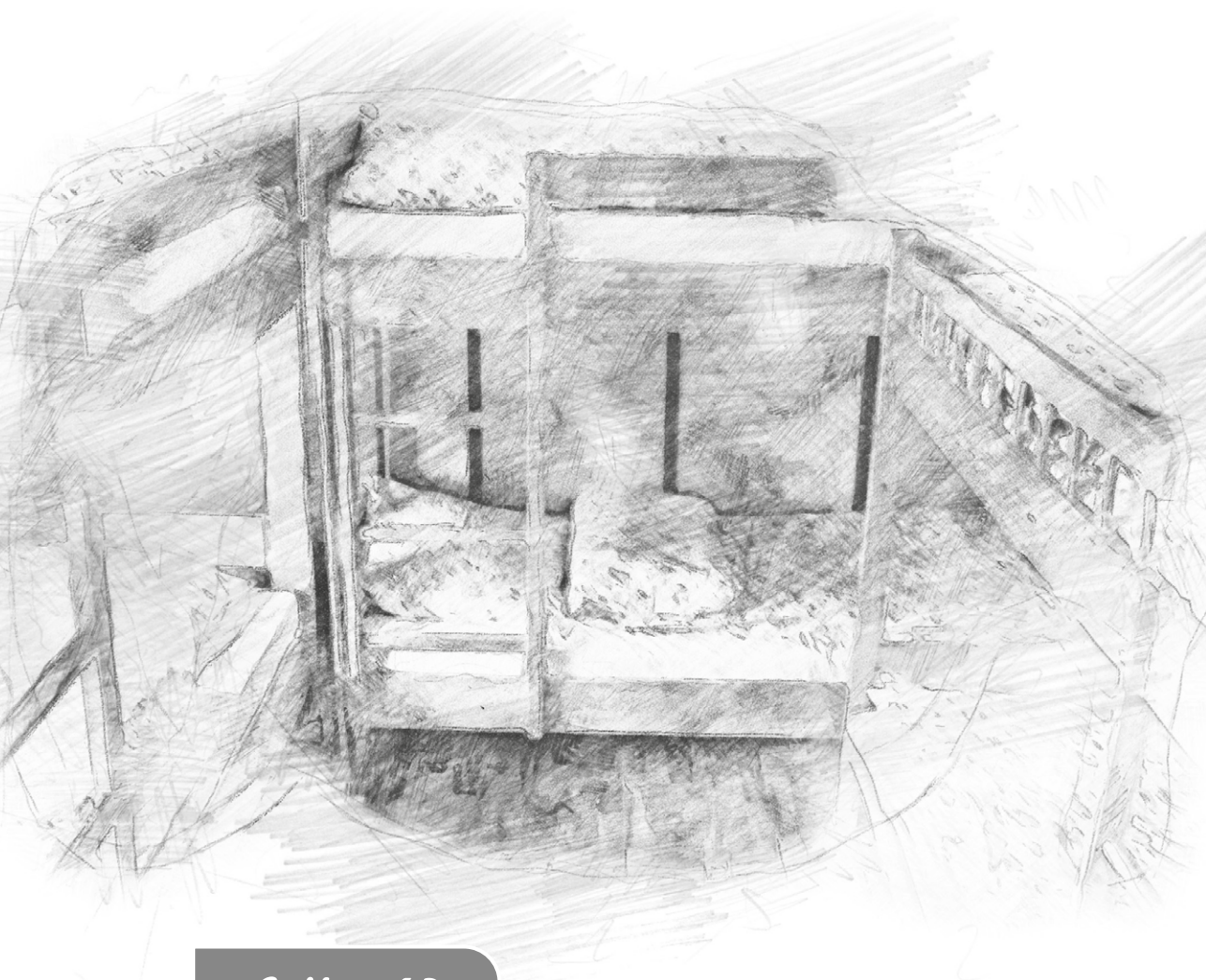
Und nun stehen wir mit unserem Auto vor genau diesem Haus – mein Mann, unsere Übersetzerin und ich. Es ist der 7. August 2019 und ich befinde mich exakt 80 Jahre nach dem geschichtsträchtigen Hitler-Stalin-Pakt auf dem Hof meiner Großeltern. Ein im August 1939 geschlossener Pakt zwischen Deutschland und Russland, der u. a. die Zuordnung der baltischen Staaten an die Russen festlegt. Es ist der Beginn des Zweiten Weltkriegs. Und er wird das Leben der

jungen Familie für immer verändern, als sie mit ihren drei kleinen Kindern ihr Zuhause in Lettland verlassen, um im deutschbesetzten Teil Polens angesiedelt zu werden. Der Verlust ihrer Heimat war der erste tiefe Schmerz im Leben meiner Mutter. Nie wieder wird sie an ihren Geburtsort zurückkehren oder darüber sprechen. Es folgen sechs schwere Kriegsjahre in einem fremden Land, dessen Bevölkerung von den Deutschen enteignet, vertrieben, versklavt oder ermordet wurde. Ein Ort des Hasses und der Angst. Das Ende des Zweiten Weltkriegs zwingt die Familie erneut zum Aufbruch. Diesmal, ohne Ehemann und Vater, schließen sie sich im eiskalten Januar 1945 einem der Flüchtlingstrecks an und erreichen mit zwei Pferdewagen vier Wochen später ihren neuen „Heimatort“, ein kleines Dorf in Sachsen-Anhalt. Mein Großvater befindet sich in russischer Gefangenschaft, meine Großmutter kämpft gegen die Vorurteile und Ablehnung der hiesigen Dorfbewohner gegenüber den Flüchtlingen. Es wird eine der vielen Ängste meiner Mutter sein, abgelehnt zu werden.

Ich steige mit zittrigen Beinen aus dem Auto und gehe den unbefestigten Weg entlang, der mich zum Haus führt. Seit Stunden haben wir die Gegend rund um die Stadt Saldus im Kurland durchforstet. Es gibt keine Adresse, nur alte Katasterpläne und Fotos. Mit Hilfe unserer motivierten Übersetzerin befragen wir unermüdlich vor allem ältere Menschen in den Dörfern nach dem Haus. Es führt trotz gut gemeinter Hinweise nicht zum gewünschten Ziel. Der letzte Tipp ist der entscheidende. Wir wenden uns an die Gemeindeverwaltung in Saldus und Dank einer sehr engagierten Dame stehe ich nun auf dem staubigen Hof im Licht der Sonne und unter einem strahlend blauen Himmel vor dem Elternhaus meiner Mutter. Ein langgezogener, eingeschossiger Bau mit einem Wellblechdach und einer Dachgaube. Mittig befindet sich eine zweiflügelige Haustür, braun gestrichen. Zwei schiefe Steinstufen führen zu ihr. Links und rechts von der Tür jeweils ein schmales und zwei größere Holzfenster. Die Fassade ist zum Teil noch verputzt, an einigen Stellen zeigt sich frei gelegtes Mauerwerk. Mein Herzschlag wummert in der Brust und ist nicht zu beruhigen. Die Zeit ist stehen geblieben. So muss es dagestanden haben, als die junge Familie Ende 1939 mit ihrem Handkarren ihr Zuhause für immer verlassen hat. Die Türen, die Fenster, die Fassade stark verwittert, über 80 Jahre alt, unverändert. Vor dem Haus ist der Brunnen wie auf den Fotos, aus dem die jetzigen Bewohner noch heute ihr Wasser schöpfen. Ein verwilderter Garten. Apfelbäume, einsam blüht eine Stockrose am Mauerwerk. Es zieht mich tief in die Erde, ich spüre eine unendliche Schwere, mein Herzschlag verlangsamt sich, bleibt aber laut. Fühlt sich

so Heimat an? Ein älterer Herr tritt aus dem Haus, unsere wackere Begleiterin erklärt unser Anliegen und sehr freundlich lässt er zu, dass wir uns auf dem Hof umsehen dürfen. Ich streife durch den Garten, die Apfelbäume tragen reichlich Früchte, zu früh, um sie zu kosten. Ich rieche die Pflanzen, die Erde, die sonnen- durchflutete Luft und bin überwältigt. Hier also hat meine Mutter ihre ersten vier Lebensjahre verbracht. Es muss schön und unbeschwert gewesen sein, mitten in der Natur, umgeben von der herrlichen Landschaft des Kurlandes. Ich weiß plötzlich, woher meine nicht enden wollende Sehnsucht nach genau solchen Orten stammt. Es gilt als belegt, dass ein genetisches Gedächtnis weitervererbt werden kann. In mir tobt ein Wechselbad der Gefühle zwischen glückhafter Erfüllung und tiefer Traurigkeit. Ich erfahre, dass mein Großvater viele Apfelbäume gepflanzt hat und man zeigt mir noch drei der verbliebenen. Ebenso die große Linde neben dem Haus, ein lebendes Denkmal meiner Ahnen. Behutsam streiche ich mit den Händen über die alten knorrigen Gehölze und verstehe schlagartig die lebenslange Sehnsucht meiner Mutter nach Äpfeln. Sie ist geradezu süchtig danach, der Apfelgenuss bedeutet ihr unendlich viel. Ohne Zweifel, es ist der Geschmack nach Heimat. Die Äpfel sind das Symbol ihrer ersten vier unbeschwerten Lebensjahre. Danach ist ihre Kindheit vorbei. Ein Krieg, eine Umsiedlung, zwei Fluchten und eine nicht immer einfache Zeit im verheißungsvollen Westen liegen vor ihr.

In mir wächst das Bedürfnis, diesen Ort nie wieder verlassen zu müssen. Wie gerne würde ich mich auf den Boden legen, mich wälzen, verbinden mit Mutter Erde. Dazu wäre ich besser allein. Ich schleiche ums Haus und schmiege mich an das alte Gemäuer. Die Sonne hat es angewärmt und löst ein wohliges Gefühl in mir aus. Ich versuche mir vorzustellen, wie sie hier gelebt und gearbeitet haben. Welche Träume sie hatten. Was aus ihnen geworden wäre, wenn es den Zweiten Weltkrieg nicht gegeben hätte. Wären sie in Lettland geblieben? Und wäre ich dann überhaupt auf dieser Welt? Mein Großvater war 36 Jahre alt, als er mit seiner Familie diesen Ort mit dem Nötigsten für immer verließ. Ich wurde 36 Jahre alt, als ich für eine einjährige Reise Wohnung und Anstellung aufgab und nur mit dem Nötigsten in die Welt zog. Für ihn und seine Lieben war es ein traumatisches Ereignis, für mich ein gelebter Traum. Endlich begreife ich die verstörende Reaktion meiner Mutter auf diese Reise. Wie sie mich beschimpft hat, mir ihre ganze Angst ins Gesicht schleuderte und ihr unerträgliches Bedürfnis nach Sicherheit uns beiden den Atem nahm.



Erika, 62

Herbergsmutter – ein Traum wird wahr

Eine Jugendherberge zu leiten, davon hatte ich bereits geträumt, als meine Kinder noch klein gewesen waren. Jetzt ergab sich die Möglichkeit, es auszuprobieren. Ich las eine entsprechende Anzeige, bewarb mich und erfuhr, dass ich durchaus auch als Single Herbergsmutter werden konnte. Dafür war nicht mehr, wie früher, ein Ehepaar nötig.

Mein zweites Anliegen war, dass ich mich in dem Haus wohlfühlen konnte, denn es galt die Residenzpflicht; ich hatte eine Dienstwohnung in der Herberge zu beziehen. Das sollte meiner Vorstellung nach nicht im Sauerland oder in der Eifel sein. Auch in einer sehr kalten Region wollte ich nicht wohnen. Ich frühstückte im Sommer gerne draußen und wollte auf Terrasse oder Balkon nicht verzichten müssen. Die Arbeit würde anstrengend werden, und ich brauchte einen privaten Ausgleich dafür.

Beim Vorstellungsgespräch ließen sich alle offenen Fragen klären. Ich erfüllte die gestellten Anforderungen. Nur Großküchenerfahrung brachte ich nicht mit. In einem zweiten Vorstellungsgespräch sagte ich beim Abschied keck: „Wenn Sie sich für mich entscheiden, können Sie viel Zeit und Geld sparen.“ Beim dritten Vorstellungsgespräch waren neben dem Vorstand des Herbergsvereins auch andere Herbergsleitungen anwesend. Niemand schaute mich an, was mich verunsicherte. Mein altes Gefühl des Nicht-beachtet-Werdens sprang an. Doch bald gewann ich die Aufmerksamkeit und es entstand eine freundliche Atmosphäre, die ich brauchte, um einen guten Eindruck zu hinterlassen.

Am 1. Februar 2004 übernahm ich die Leitung einer Jugendherberge im Bergischen Land. Es war ein traditionelles Haus mit 148 Betten, verteilt auf 2-, 4-, 6- und 8-Bett-Zimmer. Die Toiletten und Duschen befanden sich am Ende der beiden Flure und waren modernisiert.

Landschaftlich lag das Haus sehr schön. Ein Tierpark befand sich schräg gegenüber und unmittelbar vor der Einfahrt ein Fußballplatz. Diesen Platz nutzte der örtliche Verein und in spielfreien Zeiten auch unsere Gäste. Für einige Gäste war das Grund genug, bei uns zu buchen. Die große Eingangshalle wurde von Musikvereinen geschätzt. Ein Schwimmverein kam regelmäßig während der Oster- und Herbstferien zu Besuch. Die Schwimmhalle in der nahegelegenen Stadt war mit dem Bus gut erreichbar und eignete sich für das Training.

Während der Woche kamen häufig Grundschulklassen, die eine Mehrtagesfahrt unternahmen. Das Haus verfügte über fünf Gruppenräume. Auf dem Gelände gab es einen Grill- und zwei Lagerfeuerplätze.

Meine Wohnung war ebenfalls sehr schön, ebenerdig und direkt mit dem Haus verbunden. Ein großer Garten und eine große Terrasse gehörten dazu. Das Badezimmer im Look der 60er Jahre mit seinen hässlich gelben Fliesen wurde für mich renoviert und ich bekam eine Badewanne.

Meine Vorgänger arbeiteten mich ein und überließen mir ein sehr gut geführtes Haus. Das viel zu kleine Büro wurde erst nach zwei Jahren vergrößert, was auch dann noch eine große Erleichterung bedeutete. Nun konnte ich mit meinem Assistenten gleichzeitig darin arbeiten, was vorher nur abwechselnd ging.

Schon wenige Wochen nach meinem Start verunglückte mein gut eingearbeiteter Assistent und fiel für mehrere Wochen aus. Mit schwierigen Aufgaben wie der Erstellung passender Belegungspläne war ich ganz auf mich gestellt. Die Schüler unterschiedlicher Gruppen durften nicht gemischt werden, und die Betreuer mussten so untergebracht sein, dass sie ihren Aufsichtspflichten nachkommen konnten. Ich übte mich sonntagnachmittags auf meiner Terrasse darin, allen Wünschen gerecht zu werden.

Montags reisten die Schulklassen an. Ich begrüßte sie in der frisch gereinigten Herberge. Schüler und Lehrer sollten mich einordnen und Kontakt zu mir aufnehmen können. Nach dem Mittagessen informierte mein Assistent in der Regel die Lehrer bei Kaffee und Kuchen über alles, was es über unser Haus zu wissen gab. Ich genoss eine Mittagspause. Nach drei bis fünf Tagen gingen die Klassenfahrten meist zu Ende.

Viele Kinder hatten Heimweh. An einen kleinen Jungen mit großen braunen Augen erinnere ich mich besonders gerne. Er war in der dritten Klasse, und ich nahm ihn mit zu mir ins Büro, weil er so sehr weinte.

Vor lauter Schluchzen brachte er nur schwer seinen Satz heraus: „Ich habe solches Heimweh!“

„Wo tut es denn weh?“, fragte ich ihn.

Das Weh saß nicht im Kopf und nicht im Bauch. Wir machten uns weiter auf die Suche. Wo kam der Schmerz nur her? Ich gab ihm ein Stethoskop, um ihm die Arbeit zu erleichtern. Eine Zeitlang war er sehr beschäftigt damit, das Heimweh zu lokalisieren. Es war wirklich süß, diesen Jungen zu beobachten, mit welcher Ernsthaftigkeit er seiner Aufgabe nachging. In den Armen hörte er den Pulsschlag. Im Bauch gluckerte es. Aber das Heimweh selbst fand er nicht.

Jetzt übernahm meine Handpuppe „Sammy“ das Gespräch. Sie hatte Erfahrung damit, Kindern als Heimweh-Tröster zu dienen. „Sammy“ half auch jetzt.

Ein anderes Mal hörte ich in einem Etagenbett oben ein Mädchen weinen. Es sehnte sich nach seiner Mama. Mit gutem Zureden, ihrem Stofftier und einer Geschichte ging der schlimmste Schmerz vorüber.

Philosophisches kam derweil aus einem anderen Bett: „Es gibt kein Heimweh“, sagte dort ein Mädchen: „Die Eltern haben nur Kinderweh.“

Das Küchenteam war gut organisiert und sorgte für gesundes, abwechslungsreiches Essen, das fast immer pünktlich auf die Teller kam. Ein Junge aus der vierten Klasse meinte: „Das Essen hier schmeckt viel besser als im Vier-Jahreszeiten in Berlin.“ Tja, manche Kinder waren schon in jungen Jahren weit herumgekommen.

Für mich war es, als führte ich einen sehr großen Haushalt. Statt vier Personen versorgte ich nun durchschnittlich 120 Personen. Meine Teams arbeiteten selbstständig und zuverlässig. Wie sie sich organisierten, sprachen sie mit mir ab. Wir arbeiteten gemeinsam daran, unsere Gäste zufriedenzustellen, denn nur dann kamen sie wieder und brachten neue Gäste mit. Im Haus wurden auch runde Geburtstage gefeiert, wunderschöne Hochzeiten und Silvesterpartys.

Beruflich und persönlich genoss ich die Zeit in der Jugendherberge sehr. Sie war spannend und interessant für mich. Tage, Monate und Jahre vergingen wie im Flug. Meine Herberge, die ich leitete, war das ideale Haus für mich. Ich mochte auch meine Wohnung und ihre Lage. Ich hatte meine Berufung gefunden! Das machte mich glücklich.

Privat wurde mir wieder einmal alles zu viel: Ich hatte einen anspruchsvollen Job als Herbergsmutter und fühlte mich auch für meine Beziehung verantwortlich sowie für mein Büro. Ich hatte im Jahr 2000 einen deutsch-niederländischen Service gegründet. Wegen der Existenzgründungsfinanzierung konnte ich das Büro erst zu einem späteren Zeitpunkt aufgeben.

Ich sehnte mich danach, mit Freunden zu feiern, und gleichzeitig störte es mich, wenn Manfred, mein Lebensbegleiter, mitkam und dann still in der Ecke saß. Er war kein Feiertyp, nennt sich selber eher einen Eigenbrötler. Ich konnte nicht ungezwungen feiern, ohne auch auf ihn zu achten. Manfred erwartete nichts von mir, aber mir ging es nicht gut damit, und da ich den inneren Konflikt nicht länger aushalten wollte, wuchs mein Bedürfnis, mich zu trennen.



Corinna, 60

Trau' Dich – trenn' Dich!?

Da ist es wieder: dieses dezente Klopfen; der Schmerz in meinem Kopf. Meine Hand sucht sich ihren Weg zu der Stelle und erschreckenderweise merke ich, dass ich eine dicke Beule an meinem Kopf fühle. Beule? Habe ich mich gestoßen? Mir will nichts dazu einfallen. Wieder fährt meine Hand über diesen Wulst. Länger verweile ich an dieser Stelle und so langsam habe ich einen vagen Verdacht und die Erinnerung kommt zurück. Das kann nicht sein ... das ist zu lange her ... unmöglich! Nach so langer Zeit ... Die Gedanken schießen blitzartig durch meinen Kopf. Ich möchte Gewissheit!

Mir schnürt sich die Kehle zu und ich bin wie gelähmt. Meine Hände wollen mir irgendwie nicht gehorchen, um die Telefonnummer von meinem Hausarzt zu wählen. Doch dann gelingt es mir: Ich bekomme am nächsten Morgen direkt einen Termin.

Je mehr ich versuche, den aufkommenden Gedanken zu verdrängen, desto mehr krampft sich mein Herz zusammen. Im Bett kann ich kaum auf dem Hinterkopf liegen, denn es schmerzt ziemlich und die Stelle ist druckempfindlich. Verschiedene Bilder schieben sich vor meine Augen: Ich versuche zu schlafen und diese Erinnerungen zu vertreiben. Vergeblich! Ich stehe auf und schaue „Pretty Woman“. Das hilft ... Dann schlafe ich vor dem Fernseher ein ...

Am anderen Morgen mache ich mich schnell fertig, wasche meine Haare und da ist er wieder: Mein „Knubbel“! Wieder fühle ich über diese Stelle und mein Verdacht erhärtet sich. Doch da sind auch Zweifel ... Ängste ...

Schnell angezogen, gefrühstückt, ins Auto, den Motor angelassen und zehn Minuten später sitze ich im Arztzimmer. Ich weise auf meinen „Knubbel“ und meine Schmerzen hin. Vorsichtig tastet der Arzt über die Stelle, drückt etwas und fährt in kleinen Kreisen über den Knubbel. „Hm, eher ziemlich hart, so als hätte sich etwas verkapselt.“ Also doch ... es ist die gleiche Stelle ... der Verlauf der Narbe? „Er scheint in der letzten Zeit gewachsen zu sein“, ergänze ich. Angstvoll warte ich auf eine Diagnose. Bitte, bitte kein Tumor, denke ich. Meine Handflächen werden feucht.

Etwas mitleidig schaut er mich an. Er kennt meine Geschichte! „Hier hat sich anscheinend ein Fremdkörper abgekapselt! Da sollten Sie besser zu einem Chirurgen gehen. Der muss sich das mal anschauen.“ „Anschauen? Was heißt das?“ Ich merke, wie mir richtig heiß wird.

„Naja, kann sein, dass der Chirurg die Stelle öffnen muss. Mehr kann ich wirklich nicht sagen. Ich mache Ihnen eine Überweisung fertig.“

Kaum zu Hause, terminiere ich für den nächsten Tag einen Termin beim Chirurgen. Aufgeregt sitze ich im Wartezimmer. Mein Name wird aufgerufen und dann treffe ich den Chirurgen. Nachdem ich mein Anliegen vorgebracht habe, schaut er sich meinen „Knubbel“ an, drückt etwas, streicht die Haare weg und drückt etwas fester. Mein schmerzhafter kleiner Aufschrei lässt ihn innehalten und dann mit einem

kurzen Kommentar: „Das sollten wir vor Weihnachten noch operieren“, abschließen. Er bestätigt letztendlich die Vermutung von mir und meinem Hausarzt, dass sich ein Fremdkörper über die Jahre abgekapselt und die Schmerzen und die Beule verursacht hat. Also doch ... Nach der langen Zeit ... Alles bricht wieder auf ... Vergessene Gefühle bahnen sich ihren Weg zu meinem Herzen ...

Der Chirurg beruhigt mich: Es ist nur ein ambulanter Eingriff in der Praxis, der mit Betäubung ca. eine ¾ Stunde dauert. Dann können noch eine Woche danach Kopfschmerzen auftreten und ich werde zwei Wochen krankgeschrieben. Vor Weihnachten werden auf jeden Fall die Fäden gezogen und dann kann ich mir auch wieder die Haare waschen.

Vor Weihnachten? Ich bin entsetzt; das sind noch drei Wochen bis Heilig Abend. Ich muss doch noch einiges machen, habe Termine mit dem Chor, den Kindern etc. Eine OP am Kopf? Okay ... NUR ein KLEINER Eingriff aus medizinischer Sicht; doch aus emotionaler Sicht für mich eine große Sache und es erfasst mich ein mulmiges Gefühl.

Mutig vereinbare ich einen Termin und fahre wie betäubt nach Hause. Ich setze mich auf das Sofa und ver falle in eine leichte Schockstarre. Meine Kinder wissen nicht Bescheid, da ich sie erst einmal nicht beunruhigen möchte. Nur meine Freundin habe ich informiert. Meine Gedanken fahren Karussell und führen mich zurück zu einem warmen Tag im Juli vor acht Jahren ...

Es sind Sommerferien ... Die Kinder haben schulfrei ... ausschlafen, gemütlich frühstücken ...! Herrlich!

Die Sonne schien: schnell aufgestanden und geduscht, in Hose und Top geschlüpft, den Frühstückstisch gedeckt. Dann weckte ich die Kinder, die sich in räkelnder Weise aus dem Bett nach unten in die Küche bewegten. Mein damaliger Mann war wie üblich in unserem Büro im „Souterrain“, um am PC die Zeit zu verbringen. Dieser kam aufgrund meines „Frühstück-ist-fertig-Rufes“ nach oben in die Küche. Leider war es schon seit längerer Zeit nicht mehr das gemütliche Familienfrühstück, sondern ein gezwungenes Lächeln und aufgesetzte Höflichkeit – „der Kinder willen“ – beherrschten inzwischen die Atmosphäre. Wie gerne hätte ich wieder zu einem harmonischen Miteinander gefunden, doch wusste ich es schon länger: nicht mehr mit diesem Mann.

Die Ferien waren bis jetzt schrecklich: Er war vier (!!!) Wochen zu Hause und ich – aufgrund meiner Selbstständigkeit recht flexibel – konnte mich auch so um die Kinder kümmern und ein paar Aktivitäten planen. Mein jetziger Ex zog sich damals schon seit einiger Zeit zurück, wenn wir etwas unternommen haben, und so bin ich oft mit den Kindern alleine losgezogen ...

Das Frühstück quälte sich so dahin und ich fragte mich – wie schon so oft –, ob ein Frühstück ohne ihn nicht wesentlich entspannter wäre. Inzwischen bekam ich in

seiner Gegenwart kaum einen Bissen herunter. Er schmierte nur stumpf sein Brot, schaute auf den Teller und ich bestritt mit meinen beiden lebhaften Kindern die Unterhaltung. Sie sollten schließlich so wenig wie möglich mitbekommen. Schöne Illusion!

Nachdem wir uns überlegt hatten, wo wir mit dem Fahrrad – ohne den Papa – hinfahren wollten, die Inhalte des Picknickkorbes besprochen hatten, flitzten die beiden in freudiger Erwartung nach oben. Wir blieben am Frühstückstisch sitzen, um wieder mal – wie so oft – über unsere Beziehung zu sprechen. Ein Wort gab das andere und als mir schließlich mein damaliger Mann wieder mal eine unverschämte Bemerkung an den Kopf warf, schüttete ich ihm den lauwarmen Tee ins Gesicht. Zugegeben, es war keine rationale Maßnahme und Beherrschung sieht anders aus. Doch bin ich auch nur ein Mensch und irgendwann konnte ich diese Situation nicht mehr ertragen.

„Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende“, wünschte ich mir so oft. Doch er wollte mich nicht gehen lassen ...

Nachdem der Tee nun meinem damaligen Mann über die Brille lief, stand ich auf, stellte die Tasse ab und wollte die Küche verlassen. Er sprang jedoch um den Tisch herum und hielt mir die Türe zu. Ich bekam Panik, denn ich sah sein wutverzerrtes Gesicht und bekam Angst. Doch er war stärker und ließ mich nicht durch. Ich schrie: „Lass mich raus!“, und dann passierte es: Er schlug mir in hohem Bogen von oben den rot-weiß-karierten Kaffeebecher auf den Kopf.

Ich wusste gar nicht, wie mir geschah; mir wurde es auf einmal so warm und mein Blick trübte sich. Ich hatte das Gefühl, wie durch einen Wattenebel zu schauen, ich schwankte ein wenig und verdrehte meine Augen. Mein Kopf tat plötzlich so weh! Mein damaliger Mann verließ die Küche, machte die Türe zu (wahrscheinlich aus Rücksicht auf meine Kinder) und ich sank einfach auf unsere Eckbank, da mir die Beine wegzuknicken drohten. „Die Kinder“, dachte ich mir ... Ich blickte an mir herab und wunderte mich, dass sich mein vormals rosafarbenes Top nun rot verfärbte, konnte mir den Grund vorerst nicht erklären. Ich hielt meinen Kopf, öffnete die Küchentüre und rief mit der mir verbliebenen Kraft nach meiner Tochter.

Diese kam die Treppe hinuntergestürzt, schaute mich schockiert an, stieß dann einen Schrei aus und rief nach meinem damaligen Mann. Dieser reagierte zunächst nicht, dafür kam mein neunjähriger Sohn hinzu und war sprachlos. „Warum blutet die Mama?“, hörte ich noch seine ängstliche Frage. Dann kam mein damaliger Mann aus dem Büro und meine Tochter sagte, er solle den Krankenwagen anrufen. „Brauchen wir nicht“, meinte er. Meine Tochter schnappte sich das Telefon aus der Brusttasche des Hemdes von meinem damaligen Mann, welches er dort vor ihr verborgen glaubte. Diese floh mit dem schnurlosen Telefon in den Garten, wählte den Notruf, um schnellstens Hilfe anzufordern.